



29

FRIEDRICH SCHILLERS POLITISCHER BLICK

Eine Veranstaltung in der Reihe
»Literatur im Landtag«
im Landtag Rheinland-Pfalz am 4. Oktober 2005

Heft 29
der Schriftenreihe des Landtags Rheinland-Pfalz
ISSN 1610-3432

IMPRESSUM

- Herausgeber: Der Präsident des Landtags Rheinland-Pfalz
und die Präsidentin der Akademie der Wissenschaften und der Literatur
- Redaktion: Petra Plättner
Referentin der Klasse der Literatur
Akademie der Wissenschaften und der Literatur
Geschwister-Scholl-Straße 2
55131 Mainz
in Verbindung mit
Hans-Peter Hexemer
Referent für Öffentlichkeitsarbeit
Landtag Rheinland-Pfalz
Deutschhausplatz
55116 Mainz
- Titelgestaltung: Petra Louis
- Copyright: Landtag Rheinland-Pfalz und
Akademie der Wissenschaften und der
Literatur 2006
- Druck: Rhein Hessische Druckwerkstätte Alzey

Der Landtag im Internet: <http://www.Landtag.Rheinland-Pfalz.de>
Die Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Internet:
<http://www.adwmainz.de>

FRIEDRICH SCHILLERS POLITISCHER BLICK

Eine Veranstaltung in der Reihe
»Literatur im Landtag«
im Landtag Rheinland-Pfalz am 4. Oktober 2005

INHALT

GRUSSWORT

Landtagsvizepräsident Gerd Itzek 5

WORTE DES GLAUBENS

Friedrich Schiller 9

VORTRAG

IDEALE BEGRIFFE UND REALE SKEPSIS SCHILLERS POLITISCHER BLICK

Uwe Pörksen 11

AN DEN HERZOG VON AUGUSTENBURG

Friedrich Schiller 36

WORTE DES WAHNS

Friedrich Schiller 43

LITERATUR- UND ABBILUNGSNACHWEIS 44



BEGRÜSSUNG

LANDTAGSVIZEPRÄSIDENT GERD ITZEK

Meine Damen und Herren,

ich darf Sie alle sehr herzlich zu unserem literarischen Abend begrüßen. Im Mittelpunkt stehen Friedrich Schillers politische Äußerungen – wie könnte es anders sein im Schiller-Jahr 2005 und an diesem Ort.

Ich begrüße die Kolleginnen und Kollegen des Landtags und natürlich unsere Kooperationspartner, mit denen wir die Veranstaltungsreihe ›Literatur im Landtag‹ seit neun Jahren gemeinsam durchführen. Insbesondere gilt mein Gruß dem ehemali-

gen Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz, Herrn Professor Zintzen. Außerdem ist der Präsident der Johannes-Gutenberg-Universität unter uns. Herr Professor Michaelis – herzlich willkommen!

Ihnen allen danke ich, dass Sie unserer Einladung gefolgt sind.

Meine Damen und Herren, es ist nicht ganz einfach, den Dichter Friedrich Schiller mit dem rheinland-pfälzischen Landtag in Verbindung zu bringen. Es gelingt aber doch, und zwar mit einem kleinen biografischen Winkelzug: War doch sein Patenonkel, der Übersetzer Johann Friedrich Schiller, ein Zeitgenosse von Georg Forster. Und letzterer spielte in unserem Parlamentsgebäude vor gut 200 Jahren eine wichtige Rolle: als Vizepräsident des rheinisch-deutschen Nationalkonvents – des ersten an demokratischen Regeln ausgerichteten Parlaments auf deutschem Boden. Es ist hier im Deutschhaus im Jahr 1793 zusammengetreten.

Allerdings empfand Georg Forster gegenüber Friedrich Schillers Patenonkel eine herzliche Abneigung. Er schreibt einmal, die »schwülstige Vorrede« zu einer seiner Übersetzungen sei ihm »ein Brechmittel« gewesen. Besagte Übersetzung war eine Reisebeschreibung von James Cook; an der Reise hatten sowohl Georg Forster als auch dessen Vater teilgenommen. Forster hatte wohl gehofft, selbst den Auftrag zur Übersetzung zu erhalten. Es dürfte sich also eher um den Neid eines Kollegen handeln um ein sachliches Urteil.

Aber dieses nur am Rande – zurück zum Patensohn: Zu Friedrich Schiller, dessen Todestag sich im Mai zum 200. Mal gejährt hat und dem landauf, landab mit einer Vielzahl von Veranstaltungen gedacht wurde und wird. Das Leben Friedrich Schillers bietet auch zu den Gebieten des heutigen Rheinland-Pfalz zahlreiche Anknüpfungspunkte.

Lassen Sie mich einen herausgreifen: Nach seiner Flucht aus Stuttgart hielt sich Friedrich Schiller im November 1782 einige Zeit unter dem Decknamen »Dr. Schmidt« im Gasthaus »Viehhof« im pfälzischen Oggersheim auf; – und es scheint ihm so gut gefallen zu haben, dass er im Jahr darauf dort noch einmal Station machte. Unter anderem verfasste er Teile seines neuen bürgerlichen Trauerspiels »Kabale und Liebe« in Oggersheim.

Ob und in welcher Hinsicht es sich bei den Schriften Schillers um politische Literatur handelt, darüber wird uns im Folgenden Professor Uwe Pörksen in seinem Vortrag sachkundig informieren. Herr Professor Pörksen, Sie hatten von 1976 bis 2000 den Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Ältere Literatur an der Universität Freiburg inne, sind Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz und Vizepräsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt – willkommen im Landtag!

Den literarischen Teil des Abends übernimmt der Schauspieler Boris Burgstaller. Seit 1993 hat er am Stuttgarter Staatstheater zahlreiche Rollen in Schillers Dramen übernommen, zum Beispiel den Ferdinand in dem eben erwähnten Drama »Kabale und Liebe«. Herr Burgstaller, ich freue mich, dass Sie bei uns sind und den Dichterworten ihre Stimme leihen werden.

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich abschließend noch auf den Büchertisch der Dombuchhandlung hinweisen, der Ihnen nach der Veranstaltung Gelegenheit gibt, das Gehörte schwarz auf weiß nach Hause zu tragen. Ich wünsche Ihnen einen gleichermaßen bereichernden wie unterhaltsamen Abend.



DIE WORTE DES GLAUBENS

Friedrich Schiller

Drey Worte nenn ich euch, inhaltschwer,
 Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von aussen her,
 Das Herz nur giebt davon Kunde,
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drey Worte glaubt.

Der Mensch ist frey geschaffen, ist frey,
 Und würd er in Ketten gebohren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrey,
 Nicht den Misbrauch rasender Thoren,
Vor dem Slaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freyen Menschen erzittert nicht.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
 Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt er auch straucheln überall,
 Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
 Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
 Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreißt
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drey Worte bewahret euch, inhaltschwer,
 Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von aussen her,
 Euer Innres giebt davon Kunde,
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drey Worte glaubt.



VORTRAG

IDEALE BEGRIFFE UND REALE SKEPSIS SCHILLERS POLITISCHER BLICK

Uwe Pörksen

Die Mehrheit?

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts *hat*?

...

Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

(Friedrich Schiller)

Es hat mich gefreut, dass einige gelacht oder doch gelächelt haben. In einem fünfbändigen Handbuch der Psychologie fand ich, das Lächeln sei eine »positive Überschubreaktion, in der eine leichte Aktivierung zum Ausdruck« komme, Lachen sei »nahezu ausschließlich eine soziale Reaktion«. Es bestätige den plötzlichen Erwerb einer Einsicht und stifte Gemeinschaft. Beides komme vor, wenn etwas besonders Treffendes gesagt werde.

Woran liegt es, dass Schillers Worte immer wieder Situationen finden, in denen sie Brisanz entfalten, wo es erregend wirkt, wenn sie zitiert werden?

Als der Deutsche Reichstag im August 1914, zu Beginn des Ersten Weltkrieges, sich in fast einmütiger Begeisterung dem Wort des Kaisers anschloss »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche«, als das Parlament der Weimarer Republik am 23. März 1933 in seiner großen Mehrheit dem

›Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich‹ zustimmte, also dem von Hitler vorgelegten ›Ermächtigungsgesetz‹, durch welches das Parlament die Kontrolle der öffentlichen Angelegenheiten aus der Hand gab und sich selbst ausschaltete, hätte das Zitat aus Schillers ›Demetrius‹ die Situation zusammengefasst: Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.

Woher die zeitenüberdauernde Treffsicherheit und Brisanz solcher Verse?

In diesem ›Demetrius‹, dem letzten Stück Schillers, an dem er in den Monaten vor seinem Tod gearbeitet hat und das Fragment geblieben ist, hat sich der polnische Reichstag in der ehemaligen Hauptstadt Krakau versammelt. Es tritt ein russischer Prinz Demetrius auf, der den Anspruch auf die Zarenkrone Russlands erhebt: er sei ein Sohn Iwans des Schrecklichen. In einer an farbigen Einzelheiten reichen suggestiven Rede, die erkennen läßt, dass er selbst an diese Herkunft glaubt, überzeugt er das Gros des Reichstags und bittet um Unterstützung seines Anspruchs.

Nur einer steht dagegen auf und verlangt das Wort. Der Magnat Sapieha hat den Auftritt von vornherein zu verhindern gesucht: dieser Vertreter der Oberschicht ist überzeugt, man habe es mit einem falschen Demetrius, einem Hochstapler zu tun, und hält den Reichstag für geködert und gekauft. Sein politischer Hintergrund: er hat mit Moskau vor längerem nach dreißigjährigem Kriegselend einen dauerhaften Frieden abgeschlossen und sieht sein Werk bedroht, er warnt: die Anerkennung des Prätendenten würde Krieg bedeuten. Schiller charakterisiert Sapieha in seinem reißbrettartig genauen Entwurf: »Er spricht vortrefflich, als Staatsmann, als stolzer Pole und Magnat ... Sapieha denkt oligarchisch, [d.h. er denkt in den Kategorien seiner kleinen Schicht] und es ärgert ihn, dass die gemeinen Edelleute auf dem Reichstag das große Wort führen dürfen. In seinem Zorn lässt er sich seine Verachtung der Landboten und seinen Senatorenstolz nur zu deutlich merken. (Die Mehrheit ist der Un---. Das ist eine elende Verfassung wo der Unverstand entscheidet, wo man die Stimmen zählt und

Ich habe nicht als ein Galat und Lese,
Das floss in glühend aus der tiefen Thale,
Die sind in gläubig in die Günter Sofer,
Gemeine Grosse sind in die entzogen,
Grossmann sind in snäufig die entzogen,
Der Müller Thäum und die Müller Thäum,
Ich sind in die in allen Günter Sofer,
Sind in ein Grosse die entzogen!
Die Thäum alle die in snäufig sind,

D 77. 74

Friedrich Schiller, Demetrius. Erste Szene des zweiten Aufzugs.
Manuskript, 1804

nicht wägt).« Es heißt dann weiter: »Das Benehmen des Demetrius auf dem Reichstag gewinnt ihm alle Stimmen. Weil er selbst an sich glaubt, so hat seine Sprache die volle Kraft der Wahrheit ...«. In der Reichstagsszene schaukelt sich die Stimmung rasch auf, man fordert bereits Krieg mit Moskau, sucht Sapieha am Reden zu hindern. Der reißt den Vorhang auf vor einer hintergründigen Intrige, in der Demetrius eine benutzte Schachfigur sei. Der Drahtzieher im Hintergrund – er nennt ihn beim Namen – habe Krakau bereits mit Reitern überschwemmt, den Reichstag eingeschlossen. Er ruft: »Man will die Freiheit unserer Stimmen zwingen.« Der Großkanzler versucht den Abweichler zu bewegen, nachzugeben, sich in die Mehrheit zu fügen. Das Geschrei »Krieg mit Moskau!« wird lauter, es entsteht Tumult, der niedere Adel, die »Landboten« greifen zum Säbel. In dieser dramatischen Situation fallen die eingangs zitierten Worte:

Die Mehrheit?

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.

Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?

Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?

Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,

Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen.

Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;

Der Staat muß untergehn, früh oder spät,

Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Odowalsky Hört den Verräter!

Landboten. Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken!

Es scheint mir interessant, der Frage nachzugehen, warum eine solche scheinbar ganz historische Szene so haltbar ist und über nachhaltige Sprengkraft verfügt. Meine Erklärung:

Erstens: Schiller hat einen Blick für typische historische Entscheidungssituationen und arbeitet das Wesentliche des Situationstyps, die Konstellation und das Potential des Konflikts, scharf heraus.

Zweitens: Er wird dabei so konkret wie möglich und zugleich abstrahiert, verallgemeinert er die Situation. Die Konkretheit bewirkt, dass wir den Augenblick mit allen Sinnen und Empfindungen erleben, die Abstraktion, dass die Situation überschaubar und ein allgemeiner Schluss aus ihr gezogen wird. Es fallen Urteile, Sapieha führt Erfahrung, Psychologie und Logik an, um seinen Satz »Mehrheit ist der Unsinn« durch Argumente zu untermauern: »Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.« (Erfahrung); »Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?« (Psychologie); »Der Staat muß untergehn, früh oder spät, Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.« (Logik)

Die Abstraktion sorgt für die Übertragbarkeit auf ähnliche, vergleichbare Situationen, die Verallgemeinerung lädt dazu ein.

Es fällt nicht schwer, sich in der Geschichte des modernen demokratischen Flächenstaats weitere Situationen vorzustellen, z.B. die Situation, dass man die Einschaltquote zum Staatspräsidenten wählt.

Drittens: Was aber auch und vielleicht noch entschiedener zur Übertragung von Schillers allgemeinen Worten auf neue Situationen einlädt, ist die präzise Prägung der Sätze, ihr Rhythmus und Klang. Wir halten geschlagene Münzen in der Hand. Sie bleiben haften und fallen uns, wenn die Gelegenheit da ist, wieder ein.

Es wäre also Schillers Blick für wiederkehrende politische und historische Situationen, die Verquickung von Konkretion und Abstraktion und die spruchartige, sentenzenhafte sprachliche Form, was die Übertragbarkeit und haltbare Brisanz der Worte und Verse Schillers ermöglicht.

Darin liegt nun aber auch eine Verführungskraft. Die Sentenz löst sich leicht aus dem Zusammenhang, man vermutet ihrer Form wegen Allgemeingültigkeit. »Die Axt im Haus erspart den Zimmermann«, sagt Tell, aber es sagt eben Tell, der ›Do it yourself-Mann; auf mich oder einige von Ihnen bezogen wäre der Satz purer Unfug oder allenfalls im Urzustand wahr.

Auch Sapiaha redet nicht einfach die Wahrheit. Schillers Charakteristik in Prosa und Vers lässt ihren Rückbezug, ihre Relativität deutlich werden. Hier spricht ihm zufolge ein Staatsmann, aber auch einer aus der Adelskaste, es ist eine Wahrheit, die zwischen einem als arrogant erlebten Standesbewusstsein und allgemein gültiger Einsicht hin und her pendelt.

Erlauben Sie einige persönliche Erinnerungen an dies Gefühl der Treffsicherheit des politischen Kopfes Schiller, aber auch an die Vielfalt seiner Wirkung.

Als ich im Sommer 1973 zum ersten Mal in Weimar war, um im Goethe-Schiller-Archiv Nachlass-Studien zu treiben, geriet ich rasch in einen Kreis junger Leute, deren freimütige Offenheit mich bis heute erstaunt. Wir schlugen uns die Nächte um die

Ohren, das Gefühl einer Betondecke, die auf der DDR lastete, nahm für mich durch diese Gespräche auf bedrückende Weise zu.

Erst Tage nach diesem Kennenlernen war ich im Schillerhaus und las, was in den Vitrinen der oberen Räume ausgelegt war. Da lag in einer alten Ausgabe das ›Reiterlied‹, das am Schluss von ›Wallensteins Lager‹ gesungen wird:

Reiterlied

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrscht, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte ...

Daneben lag ein Oktavband, aufgeschlagen die

Worte des Glaubens

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd er in Ketten geboren,
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Sie können sich das Gefühl vorstellen, das mir über den Rücken rieselte. Aus dem Rückblick betrachtet lagen zukunftssträngige Worte in der Vitrine.

1982 sahen meine Frau und ich den ›Wilhelm Tell‹ im Weimarer Schauspielhaus, Schillers wirksamstes Werk. Es machte ihn zur geistigen Großmacht in der Schweiz, wo es an der Gestaltung einer staatlichen Gemeinschaft mitgewirkt hat. Es strahlte aus nach Osteuropa. Zur Verblüffung unserer Freunde war es ein alter Stalinpreisträger und Kulturfunktionär, zugleich ein erfolgreicher Theatermann und Filmregisseur, Martin Hellberg, der sich mit dem Tell von seiner Laufbahn als Regisseur verabschiedete. Man fragte sich in Weimar: wie kommt dieser staatstreue inzwischen ausrangierte Vertreter eines sturen sozialistischen



Realismus dazu, den ›Tell‹ zu inszenieren? Kann man das Stück überhaupt noch spielen? Es war eine konservative Inszenierung, bemerkenswert werktreu, worttreu, mit einem Gebirgshintergrund wie auf einer Schweizer Schokoladentafel – die Schweiz war das Traumland der DDR – und wir Westler sahen mit Erregung zu: Kaum zu glauben, was hier gesprochen wurde. In der dritten Szene wurden Leute angetrieben, ihre eigene Zwangsbau zu bauen:

Tell: Hier ist nicht gut sein. Laßt uns weitergehen.

Stauffacher: Bin ich zu Uri, in der Freiheit Land?

Das Wort bohrte sich mir ein, uns schien fortwährend der Boden zu wackeln, die Verse schon fast zu schreien, aber in der Pause gingen wir durch heitere Gruppen, die sich angeregt unterhielten, ein Glas Limonade oder Bier in der Hand. – Das war die Oberfläche; ich entnahm etwas anderes einem Gespräch auf dem Rückweg. Die DDR war ein zweisprachiges Land, der private vom öffentlichen Raum grundverschieden.

Wieder bei unseren Weimarer Freunden, Wulf Kirsten und Eberhard Haufe, fragten sie als Erstes: Hat man den Schwur gestrichen, den Rütli Schwur? Man hatte nicht, ihn aber halblaut und undeutlich gesprochen.

Er ist dreiteilig:

– Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Unsere Schulerinnerungen an das Stück waren ungenau, wir wollten es nachlesen, es war in Weimar nicht zu kaufen außer in dem edlen und teuren Sarg der vielbändigen Nationalausgabe.

Meine Damen und Herren!

Schiller war klar, dass sein Tell, dies Festspiel der Freiheit aus dem Jahr 1804 äonenweit von der Schweiz seiner Zeit entfernt war, ihm war auch bewusst, in welche Tasten er hier griff. Es hat oder hätte ihn nicht irritiert, dass er in dem Stück keine historische Realität wiedergab: dass der fabelhafte Meisterschütze und Tyrannenmörder, der sich schon lange vor Schiller in der Schweizer Volksüberlieferung am Vierwaldstätter See angesiedelt hatte, eine aus Dänemark zuerst bekannte durch die Länder wandernde Sagengestalt war, und dass die Schweiz um 1804 vom Krieg verwüstet und so unfrei wie möglich war. Schiller wußte: *natura fictionem sequitur* – die Natur folgt ihren Erfindern. Er äußerte die Absicht, »den Leuten wieder warm zu machen. Sie sind auf solche Volksgegenstände ganz verteufelt erpicht, und jetzt besonders ist von der schweizerischen Freiheit desto mehr die Rede, weil sie von der Welt verschwunden ist.« Er dachte praktisch, vielleicht sogar ein wenig populistisch, er wollte Ehre einlegen mit diesem Werk, ein Volksstück schreiben und scheute nicht zurück vor volkstümlichen Stereotypen, vor

Klischees auf der weiten Skala zwischen dem anständig Biedereren und abgründig Bösen, die er allerdings einer sorgfältig durchdachten, komplexen und mehrschichtigen Widerstandsparabel einfügte.

Schiller hatte nicht nur den besprochenen Blick für historische und politische Entscheidungssituationen, sondern auch den für Zukunftsmotive der Menschheitsgeschichte. Ich nenne hier drei Zukunftsthemen:

Erstens: Der letzte Satz dieser Freiheitsoper ist der Verzicht einer Adligen auf ihre Rechte. Ihr zum Gemahl erwählter bürgerlicher Mann verkündet: »Und frei erklär ich alle meine Knechte.« Dieser Satz fällt am Beginn des 19. Jahrhunderts, zu dessen konstanten Themen die Aufhebung der Leibeigenschaft gehörte. Man denke an Deutschland, Russland, die Baltischen Länder. Schillers Wirkung in Osteuropa war ungeheuer; in St. Petersburg, im Baltikum hat man ihn mit der Muttermilch eingesogen.

Zweitens: Das andere Thema, der Tyrannenmord, wird vom Autor nicht glorifiziert, sondern diskutiert und, fast könnte man sagen, definiert. Die Diskussion der Monarchomachen im Zeitalter der Glaubenskriege über diese Frage kann Schiller nicht entgangen sein. Als am 23. März 1819 der Theologiestudent Carl Ludwig Sand in Mannheim den russischen Staatsrat und deutschen Dichter August von Kotzebue ermordete, wurde er als neuer Tell gefeiert – ein Missverständnis. Es war eine Wahnidee Sands, dass Kotzebue spinnenartig die deutsche Freiheit niederhalte und sein Tod einen nationalen Frühling einleiten würde. Sand war die frühe Vorform eines Terroristen. Er setzte darauf, dass ein von ihm verursachtes explosives Ereignis, das eigentlich am 21. März, bei Frühlingsanfang stattfinden sollte, eine Revolution der Verhältnisse nach sich ziehen würde. Man umgab ihn mit einem Heiligenschein. Mütter in Mannheim sandten ihren Söhnen Splitter von seinem Schafott ins Studium. Zum gegenwärtigen Terroristentypus gehört der Selbstmord-



Wilhelm Tell. Ein Würfelspiel mit 24 Karten; Kupferstiche von Friedrich Jügel nach Heinrich Anton Dähling in dem 1805 erschienenen Sammelwerk »Kostüme auf dem Königl. Nationaltheater in Berlin«.

attentäter, der sich zur Bombe macht, das erschreckende Mittel der Verunsicherung einer Gesellschaft durch die Ermordung Unschuldiger. Hat Tell damit zu tun? Im vergangenen Jahr wurde, zur Erinnerung an die Uraufführung in Weimar 1804, 200 Jahre danach, der Tell am Vierwaldstätter See inszeniert. Das Theater von Weimar, unter einem Schweizer Regisseur, spielte den Rütlichwur auf dem Rütli, stark gekürzt. An der Kürzung und Bearbeitung des Stücks war Felix Ensslin, der unter schwersten Bedingungen lebende Sohn Gudrun Ensslins, maßgeblich beteiligt. Unter dem Eindruck der Terrorismuserfahrung ließ man Parricida, den bei Schiller in der letzten Szene auftauchenden, unter Bann stehenden ehrgeizgetriebenen Verwandtenmörder, Schillers fluchbeladene Kontrastgestalt zu Tell, als warnende, lähmende symbolische Frauengestalt durch das ganze Stück geistern. Tell erschien als angekränkelte, in sich brüchige Figur.

Ich halte das für eine Entstellung des Stücks. Schiller hat die Figur in der Tat gebrochen, aber nicht brüchig gemacht. Er hat ihn relativiert. Geblät stellt sich durch sein Ansinnen an Tell, auf sein eigenes Kind zu schießen, außerhalb der Gesellschaft. Tell ist auf einer grundmenschlichen, einer vor allen sozial vereinbarten Gesetzen liegenden Schicht getroffen. »Nein! eine Grenze hat Tyrannenmacht«. Das Recht, aus dem heraus er handelt, holt er sich herunter von den Sternen. Es ist gottgegebenes Menschenrecht oder, man könnte auch sagen, ursprüngliches Naturrecht. Schiller lässt ihn als Einzelgänger, als Außen-seiter der Gesellschaft handeln, der zunächst *sich* rächt, Selbstjustiz übt, und durch diesen Akt zugleich die Gesellschaft befreit und wieder herstellt. Er agiert aus dem Urzustand heraus, als selbsternannter Sheriff in jenem Wilden Westen, in den ihn Geblät verstoßen hat. Dass dieser Akt mit der Verfassungsdebatte und Staatsgründung auf dem Rütli zusammenfällt und harmoniert, ist ein Glücksfall. Hier handelt weder ein politischer Revoluzzer noch ein ehrgeiziger Verwandtenmörder wie Parricida, sondern ein Unschuldiger, der in eigener Sache und aus intaktem Rechtsgefühl Schuld auf sich nimmt.

Das Stück arbeitet mit einem genauen Begriff des einsehbaren Tyrannenmordes: das wurde übrigens 1941, als es in Deutschland verboten wurde, von der Tyrannenseite präzise begriffen.

Drittens: Ein weiteres Beispiel für Schillers Gespür für Zukunftsmotive: Der Tell ist in Deutschland vielfach als Modell nationaler Einigung gefeiert worden: das 19. Jahrhundert wurde die Epoche, in der diese Idee vorherrschte und durch Kriege umgesetzt wurde. Nachdem die Glaubenskriege der frühen Neuzeit jenen Umbruch begünstigt haben, den wir Säkularisation nennen, tritt die nationale Idee im 19. und 20. Jahrhundert ein in den sakralen Raum: in den USA, in Italien, Deutschland, Polen, Russland, auf dem Balkan wird das Nationalgefühl zum Bekenntnis. Nationale Einigungskriege erhalten sakrale Weihe. Erlauben Sie einen versprengten Beleg: Am 30. Juni 1930 wurde das seit dem Versailler Vertrag von Frankreich besetzte Rheinland wieder frei. Die Franzosen zogen ab. Um Mitternacht läuteten am Rhein die Glocken. Die kleine ›Eckernförder Zeitung‹ zum Beispiel brachte einen großen Kommentar über die in jenen zehn Jahren ausgestandenen Leiden und berichtete, wie zu jener Zeit in Wiesbaden der ›Tell‹ gegeben wurde und alles sich erhob, aufstand bei den Zeilen »Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,/ In keiner Not uns trennen noch Gefahr«, sie »mitbetete«, und französische Zuschauer fröstelnd den Zuschauerraum verließen.

Sie »mitbetete«? Das ist, scheint mir, nicht mehr Schiller. Schiller hat in seinem Festspiel der Freiheit keine heilige Heilswahrheit verkündet, weder eine historische Wahrheit über die Stiftung der schweizerischen Eidgenossenschaft noch einen aktuellen Ratschlag zur Ermordung Napoleons oder zum Programm nationaler Staatenbildung, wie es vom 19. Jahrhundert auf die Tagesordnung gesetzt wurde, vorgelegt, sondern ein utopisches Modell, eine komplexe, ethisch durchdeklinierte Staatsstiftungs- und Widerstandsparabel, die der Klärung politischer Grundbegriffe dienen konnte.

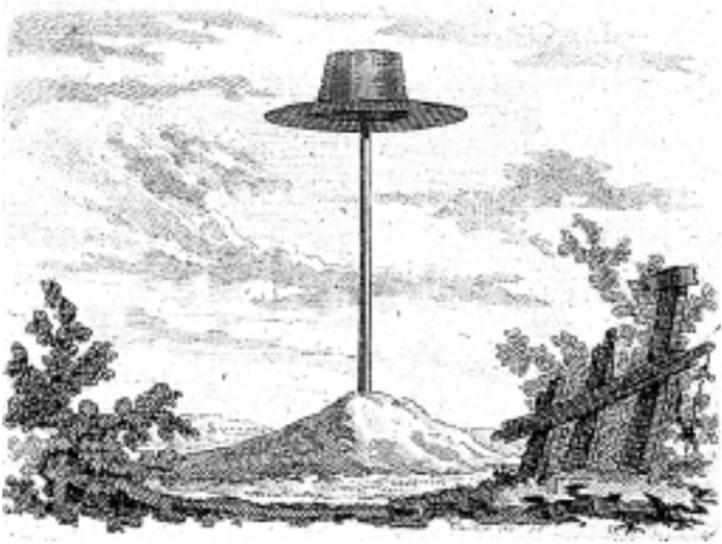
Man sollte Schillers Stücke weder kürzen noch verändern. Ihr Autor ist zu intelligent; man verkürzt ihren Erkenntnisgehalt. Ihre

musikalische Organisation ist so reflektiert, die ethischen Gewichte sind so durchdacht aufgehängt, dass der Eingriff allzu leicht eine größere Störung verursacht. Der ›Wallenstein‹ vollständig – das wäre etwas: ein breites Tableau des Politischen und des Glaubenskriegs. Im vergangenen Jahr hat Gerd Heinz in Freiburg den ›Wallenstein‹ inszeniert. Ihm waren 2 3/4 Stunden bewilligt, ihn interessierte der politische Kopf Schiller und er verkürzte den Feldherrn um seine starken Gefühle. Das Stück war vorzüglich inszeniert, es wurde sehr gut gesprochen und wirkte dennoch spröde, kühl. Schiller hatte schon zum ›Fiesco‹ bemerkt, die ihrem Wesen nach kalte Politik könne nur auf die Bühne gebracht werden, wenn der Herzraum der Akteure sichtbar würde. Wer in das Gerüst eingreift, widerspricht der Genauigkeit der von Schiller am Reißbrett entworfenen psychologischen und moralischen Versuchsfelder.

Dass die Religion, wo sie das Terrain der Politik betritt, in der Gefahr der Machtförmigkeit steht und ihr erliegt, ist eines der großen Themen vor dem Tell in Schillers mittlerer Zeit. Die Vermischung von Politik und Religion wird in vier großen Dichtungen, um ein Wort Goethes zu verwenden: »Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten / Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt«: In ›Don Karlos‹ (1787/88), ›Wallenstein‹ (1798/99) ›Maria Stuart‹ (1800), der ›Jungfrau von Orleans‹ (1801).

Beim Wiederlesen bin ich überrascht. Schiller wird von Laien und Fachleuten mit dem Begriff des Deutschen Idealismus verbunden; die Verknüpfung ist fest, sie ist gut begründet. Die Biographie Rüdiger Safranskis liefert dafür noch einmal eine ausgezeichnete Anschauungsgrundlage.

Dieser »Idealist« hat aber eine nicht weniger ausgeprägte Gegenseite. Was als seine reale oder reelle Skepsis sichtbar wird, wenn man den Theaterautor, den Historiker und den Philosophen befragt, ist von ihm genauso weit vorgetrieben. Gerade dadurch erhält der Idealismus seine Glaubwürdigkeit, leuchtet er auf als schattenreiches Relief von kaum erwarteter Tiefen-



Titelvignette aus Friedrich Schillers ›Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande...‹. (Leipzig: Crusius 1788)

schärfe. Schiller ist als politischer Schriftsteller ein Realist, dessen Wahrheitsmut zu seiner Zeit einzigartig war. Das lässt schon die Sprengkraft der Jugenddramen erkennen.

Beginnen wir mit dem ›Don Karlos‹, den Schiller in seiner frühen Phase begonnen hat. Den Hintergrund bildet der Konflikt Spaniens mit den sich lossagenden Niederlanden. Das Stück spielt am Spanischen Hof. Eine Person taucht dort auf, die den König für die Freiheit der Niederlande gewinnen will. Die politisch absurde Idee wird glänzend motiviert: In der eisigen Luft der von Schmeichlern umgebenen Macht verlangt es Philipp II. nach *einem* Menschen und er findet ihn in dem innerlich unabhängigen, stolzen Marquis Posa. Schillers nach dem Theaterstück verfasste ›Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung‹ beginnt:

»Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit.«

Das ist der Atem, der in der Figur des Marquis Posa lebendig ist, seines hoffnungsvollsten Freiheitshelden auf der Bühne. Seine Anrede des spanischen Königs Philipp II.: »Sire, geben Sie Gedankenfreiheit«, ist die Übertragung dieses Pathos auf die Bühne, Marquis Posas Plädoyer für die Freiheit als die Daseinsaussicht der kommenden Geschlechter erscheint als die Essenz der Schillerschen Botschaft. Das ist sie auch.

Aber Schiller ist nicht nur der Freiheitsheld, er ist auch Königin Elisabeth, der in Gefühlen schwimmende Königssohn Don Karlos und Philipp. Seine geschichtlichen Studien belehren ihn über die Tiefendimension der jeweiligen Seite, über ein ausge dehntes Spektrum subjektiver Rechte in dieser Auseinandersetzung. Philipp II. *gewinnt* gegen Ende sogar Sympathie, der Mann, der für die Friedhofsruhe in Spanien verantwortlich ist, macht nachdenklich, dieser Realpolitiker hat bereits Züge, wie sie im 20. Jahrhundert Reinhold Schneider an dem historischen Herrscher wahrgenommen hat: Philipp leidet unter der Last der Verantwortung für eine aus den Fugen geratene Welt, an der Einsamkeit der Macht. Und auch Marquis Posa ist eine gebrochene Figur. Dieser Freiheitsideologe missbraucht den ihm restlos ergebenden Jugendfreund Karlos als Schachfigur innerhalb seiner weltumspannenden Freiheitsidee. In seinem Brief über ›Don Karlos‹ erläuterte Schiller, »daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl entfernt, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben ...« »Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfnis der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg *abzukürzen*, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheiten zu verwandeln.« »Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchste Achtung für anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung seines allgemeinen *Freiheitsgenusses* sogar zum Zwecke, und ich glaube mich in keinem Widerspruch mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren ließ«. (11. Brief)

Wie Marquis Posa Don Karlos täuscht und missbraucht, so geht er um mit dem Vertrauen des Königs. In der Lebensluft des Misstrauens hat Philipp geglaubt, in diesem selbständigen Gegenüber einen Freund gefunden zu haben, ein einziges Mal hat er dieser Schwäche nachgegeben und wird betrogen:

Wer darf
Mir sagen, daß ich glücklich bin?« »Er war
Mir teuer wie ein Sohn. In diesem Jüngling
Ging mir ein neuer, schöner Morgen auf.
Wer weiß, was ich ihm aufbehalten! Er
War meine erste Liebe.

Es ist erstaunlich: Am Vorabend der Französischen Revolution gestaltet Schiller nicht nur die Idee der Freiheit in glühenden Farben, sein berühmtes »Ich kann kein Fürstendiener sein«, sondern in dem rigorosen Vertreter dieser Ideen auch ihren Verrat. Die danach verfasste »Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung« verläuft, mit zunehmend intensivem Quellenstudium, in einer ähnlichen zur Skepsis neigenden Kurve.

Vergleichbares lässt sich von seiner »Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs« und vom »Wallenstein« sagen. Wallenstein wird in der Geschichte dieses grausam endlosen europäischen Krieges für ihn zu einem Schlüssel: Die moderne Gestalt eines Kriegsunternehmers gerät in den Mittelpunkt. Hier geht das Geschichtswerk voraus, es entsteht zwischen 1790 und 1792, während die »Wallenstein«-Trilogie erst zehn Jahre nach »Don Karlos« abgeschlossen wird. 1798 wird der erste Teil, »Wallensteins Lager«, in Weimar uraufgeführt, zehn Jahre lang ist Schiller nicht als Theaterautor hervorgetreten.

In die Mitte dieser zehn Jahre fällt die beginnende Freundschaft mit Goethe und es gibt eine Parallele zwischen der Art, in der Goethe sich in die Reiche der Natur vertiefte, um ihnen ihre Bildungsgesetze abzuschauen, und dem Versuch Schillers, im

Reich der Geschichte etwas von Regelmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit aufzuspüren. Wallenstein wird ihm dabei immer vieldeutiger, schwerer fassbar, komplizierter – ein Widerschein der politischen Wirklichkeit des Kriegs unter den durch die Konfession getrennten Parteien.

Was Andreas Gryphius in seinem Sonett ›Tränen des Vaterlands‹ beklagt, dass in diesem Dreißigjährigen Krieg so vielen der ›Glaubensschatz‹ abgezwungen wurde, wird bei Schiller plausibel. Der Glaubenskrieg, in dem Ideen und Wahrheitsfragen gar nicht verhandelt werden, sondern Machtfragen und Interessen die Oberhand haben, lässt ein Gefühl zurück, dass Wahrheit eine Illusion sei. Er bereitet ein säkularisiertes, sich der konfessionellen Religiosität entfremdendes Zeitalter vor. Der Krieg steht ziemlich nackt, aller Idealität entkleidet da. Was sich auswirkt, ist etwas, das Schiller die ›Maschine‹ nennt: eine Mechanik der Macht, welche die Psyche der Handelnden determiniert, Intrige und Verrat, der Zufall, die Konsequenz einer Situation. Die Versuchung der Macht und die Verführung der Ohnmacht zum religiös motivierten Hass herrschen vor, der Friede ist die Entlassung aus einem Wahn.

Und Wallenstein, so scheint es, ist der facettenreichste Spiegel dieser Wirklichkeit des Krieges. Dass er auch nach 1000 Werken über seine Person nicht zu fassen, auf eine Formel oder Definition zu bringen ist, wird durch Schiller plastisch: ein Handelnder, der ein Spielball ist, ein Verräter, der verraten wird, ein Charismatiker, der plötzlich jeder Ausstrahlung bar scheint, ein moderner, nüchterner Rechner, der die Gestirne unruhig befragt. Der Historiker Diwald, einer der Biographen Wallensteins, meint, Schillers ›Dramatisches Gedicht‹ Wallenstein sei seiner geschichtlichen Darstellung an Erkenntniswert noch überlegen, die Dichtung subtiler als das Geschichtswerk:

Wärs möglich? Könnt ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mirs beliebt? Ich müßte
Die Tat *vollbringen*, weil ich sie *gedacht*,
Nicht die Versuchung von mir wies – das Herz

Genährt mit diesem Traum ...
In meiner Brust war meine Tat noch mein:
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tückschen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht. (I,4)

Etwas wie eine Spielregel, fast ein Gesetz wird hier formuliert, nicht nur an dieser Stelle. Wallenstein ist auf dem Weg, seinen kaiserlichen Herrn zu verraten und mit dem Feind, den Schweden zu paktieren. Max Piccolomini, sein jugendlicher Freund, ist tief erschrocken, ringt um seine Seele oder um Wallensteins Bild in seiner Seele:

Schick mich nach Wien. Ja, tue das. Laß mich,
Mich deinen Frieden machen mit dem Kaiser.
Er kennt dich nicht, ich aber kenne dich,
Er soll dich sehn mit meinem reinen Auge,
Und sein Vertrauen bring ich dir zurück.

Wallenstein:
Es ist zu spät. Du weißt nicht, was geschehn. (II,2)

Max stürzt sich in ein Gefecht, weniger, um es zu gewinnen als um sein Leben zu verlieren. Und Wallenstein lässt erkennen, wie Philipp gegenüber dem Marquis Posa, dass ihm die Welt seines jungen Freundes so fern nicht ist. Er sieht von nun an sein Leben kalt und leblos vor sich liegen:

Denn er stand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend – .
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten. (V,3)

Ich glaube nicht, dass der Realismus Schillers hinter dem Georg Büchners, Bertolt Brechts, Samuel Becketts zurückbleibt, eher im Gegenteil; das Besondere an ihm ist sein gleichzeitiges Verhältnis zu den Idealen. »Im Feuer seines liebenden Gefühls ...«

Sie haben den Brief Schillers vom 11. November 1793 an Friedrich Christian von Augustenburg–Sonderburg–Glücksburg (s. S. 36–42) gehört. Ich greife eine Frage heraus: »Das Magazin ist gefüllt und aller Welt geöffnet, aus dem der gemeinste Menschenverstand Licht und Wahrheit schöpfen kann – warum sind derer so wenige, welche daraus schöpfen? Das Zeitalter ist aufgeklärt, damit will ich sagen, die Kenntnisse sind wirklich gefunden und ausgestellt, welche unsre Begriffe berichtigen könnten. Eine gesündere Philosophie hat die Wahnbegriffe unterwühlt, worauf der Aberglaube seinen Schattenthron erbaute – warum steht dieser Thron noch jetzt?«

Passt ein solcher Fragenkatalog in die Gegenwart, stimmt die Parallele, ist unser Zeitalter aufgeklärt und sind unsere Begriffe berichtet oder werden wir eher von Wahnbegriffen paralyisiert? Was zeichnet die Begriffe Schillers aus? In den Briefen »Über die ästhetische Erziehung des Menschen« liest man, dass es »die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert«. »Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lang' es ihren Zauber erfährt.« (27. Brief) Schönheit und Freiheit wären also solche Begriffe. In den »Worten des Glaubens« kommen »Tugend« und »Gott« hinzu. Die vier Begriffe haben ihren Gegenbegriff, sie stehen in einem Spannungsfeld zwischen gut und böse, förderlich und abträglich, bestimmen sich durch ihr Gegenteil.

Sie sind im menschlichen Herzen verankert, das Herz weiß von ihnen und kann etwas über sie sagen. Die Begriffe sind im Herzen beglaubigte Orientierungssterne, Ideale. Es sind feste Größen, Schiller hebt ihre Unabhängigkeit und Konstanz hervor, sie gelten absolut. Der Mensch ist frei geschaffen, der Missbrauch kann der Freiheit an sich nichts anhaben, die »Tugend« ist kein leeres Wort, sondern ein göttliches Ziel, Gott ist ein heiliger

Wille und der höchste Gedanke. Alle vier gelten jenseits von Zeit und Raum.

Das klingt wie aus sehr weiter Ferne. Denn wir haben gelernt und saugen dieses Wissen täglich ein, dass diese scheinbar absoluten Begriffe vom Menschen konstruiert, der Zeit und dem Raum verhaftete Größen sind. Das Konstante an ihnen ist der Wandel. Was einer heute Schönheit oder Freiheit nennt, ist etwas anderes als das, was vor hundert oder nach hundert Jahren so hieß oder heißen wird. Tugend und Gott gehören kaum noch zum aktiven Wortschatz. – Alle vier sind als leitende Sterne, unter denen sich die Geister und ihr Handeln scheiden, kaum noch Fixpunkte des öffentlichen Bewußtseins.

Dies wird eher von ganz andersartigen Schlüsselbegriffen und Schlüsselbildern besetzt. ›Entwicklung‹, ›Strukturwandel‹, ›Vollbeschäftigung‹, ›Energiekrise‹, ›exponentielle Weltbevölkerungskurve‹, ›der erkrankte Blaue Planet‹, ›Globalisierung‹, ›Innovation‹, ›Reform‹. Alle diese Vokabeln, die sich leicht auf 30 oder 40 vermehren ließen, haben einen Zeitindex. Es sind Bewegungsbegriffe mit vorherrschendem Zukunftsaspekt. Ihr Ursprung ist nicht das innere Organ der Orientierung, wie bei Schönheit und Freiheit, Tugend und Gott, sondern die äußere materielle Basis: die insbesondere von Wissenschaft, Technik und Ökonomie und ihrem Tempo bestimmte Gesellschaft.

Auch diese Konzepte konstituieren ein Spannungsfeld zwischen Plus und Minus, aber das Gegenüber von Recht und Unrecht, gut und böse, vernünftig und unvernünftig, nützlich und schädlich ist durch eine vom Imperativ der Zeit bestimmte Normenwelt ersetzt: innovativ oder veraltet, modern oder überholt, hoffnungsvoll oder aussichtslos, Aufstieg oder Abstieg, fortschrittlich oder reaktionär. Der Zeitindex ist stärker als der Inhalt. Ich erwähne diese Begriffswelt deshalb, weil ich vermute, dass mit ihr eine enorme Raumverdrängung verbunden ist, die zur Folge hat, dass ideale, absolute Begriffe oder auch nur festgehaltene Orientierungssterne in unendliche Ferne rücken. Zu den Folgen gehört, dass in unserem Koordinatensystem, auch dem politischen, in den Vordergrund rückt, was als rational, fort-

schrittlich, reformerisch modern, effektiv, rettend, bewegungshaltig, innovativ gilt – dabei fehlen fast ganz die Inhalte, die Sachgesichtspunkte – und dass in den Hintergrund gerät, ob es zuträglich, haltbar, vernünftig ist, menschenwürdig, unverfügbare Räume sichert, Freiheit und Gleichheit in erträglichem Gleichgewicht hält, Brüderlichkeit ermöglicht. Dem freien Spiel des Geistes Raum gibt.

In den Ästhetischen Briefen Schillers liest man: »Sobald der Mensch nur Inhalt der Zeit ist, so ist er nicht, und er *hat* folglich auch keinen Inhalt. Mit seiner Persönlichkeit ist auch sein Zustand aufgehoben, weil beides Wechselbegriffe sind – weil die Veränderung ein Beharrliches und die begrenzte Realität eine unendliche fordert.« (13. Brief) – Nur der Zeit unterworfen – ist er nichts?

Das »rein Menschliche«, das Schiller in dieser seiner Weimarer Epoche anstrebte, wäre aber viel zu leicht genommen, wenn man es als Flucht aus der Zeit verstünde, aus den materiellen Lebensbedingungen. Er hat sie erfahren und anerkannt. Aber er konzentriert sich aufs Stellwerk. In der Ankündigung seiner Zeitschrift ›Die Horen‹ am 10. Dezember 1794 schreibt er mitten aus dem »politischen Tumult«, in dem ein ganz anderes Lieblingsthema herrsche: »Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was *rein menschlich* und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.« Er spricht von »dem stillen Bau beßrer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt ...«

Man erkennt den Typus von Begriffen, dem er den Vorrang zuerkennt; es sind nicht die Bewegungsbegriffe mit vorherrschendem Zukunftsaspekt, die Mobilmacher, die voran bringen: »Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift sein.«

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein felt-samer Mißverständnis der Natur hat mich ~~je~~ meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie belcidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus — aber unbekannt mit der *w i r l i c h e n*, von welcher mich eiserne Stäbe schieden —

Ausschnitt aus Friedrich Schillers Ankündigung der ›Rheinischen Thalia‹.
Mannheim, 11. November 1784

Einer Zeitschrift, die den Titel ›Horen‹ hat. Das griechische Wort bedeutet ›Stunden‹. Und wenn Schiller den Geist und die Regel seiner ›Horen‹ mit »Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede« vorgibt, gibt er – in diesen *die Zeit in der Zeit aufhebenden* Begriffen – die Übersetzung der griechischen Stundengöttinnen wieder: Eunomia, Dike und Irene.

Der subtile Baukasten, den er vorschlägt, seine Grundbausteine sind von den uns in Atem haltenden durch eine Kluft getrennt. Überdies steht ihre philosophische Stichhaltigkeit in Frage. Was bedeutet das für ihre Geltung? Ich weiß es nicht. Aber es macht mir den tiefsten Eindruck, dass hier ein Mann, der an realistischer Skepsis nicht leicht zu überbieten ist, an zeitlosen Orientierungssternen festhält: sich zu ihnen entschließt.

Es fehlt ihrem Verteidiger ja nicht an Illusionslosigkeit. Dem Gedicht ›Worte des Glaubens‹ von 1797 (s. S. 9) folgen 1799 ›Worte des Wahns‹ (s. S. 43), in denen er die Vorstellungen, die wir normalerweise mit dem Begriff des Idealismus verbinden: das Rechte und Gute könne eines Tages siegen, der edle Mensch würde durch irdisches Glück belohnt, die Wahrheit würde irgendwann ihren Schleier ablegen und erkannt, für Schattenfängerei erklärt, als einen blauäugigen Wahn, dem er sich durch ein *trotzdem*, ein dennoch *entreibt*. Das Schöne, Wahre ist in uns, nicht draußen zu finden: »du bringst es ewig hervor«. Der innere Sternenhimmel existiert.

Er kehrte zum Theater zurück, arbeitete schon wieder an einem Stück. Fast alle Theaterstücke, wenn wir von bestimmten Elementen der Jugenddramen absehen, folgen dem Grundsatz des geschichtlichen Abstands: ein Autor der Gegenwart des 18. Jahrhunderts klärt seine Grundbegriffe von Politik und Gesellschaft, indem er in den Spiegel der geschichtlichen Welt schaut und sich in ihr spiegelt, seine eigenen Begriffe in beruhigter

Entfernung durchspielt, am geschichtlichen Widerstand erprobt und klärt.

»Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient«, erklärte er am 11. November 1784 in dem Prospekt seiner ersten Zeitschrift ›Thalia«. Er war Kosmopolit, kein national orientierter Autor, den die Selbstfindung der Deutschen in ihrer Geschichte bewegte, Kosmopolit vor allem im Sinne des europäischen Horizonts. Er fand seine Stoffe als Dichter wie als wissenschaftlicher Schriftsteller in den deutschen Wäldern (›Die Räuber‹) und in Schwaben (›Luise Millerin‹ oder ›Kabale und Liebe‹), in Italien (›Die Verschwörung des Fiesco zu Genua‹), in Spanien (›Don Karlos‹), in Böhmen plus Gesamteuropa (›Wallenstein‹), in Frankreich (›Die Jungfrau von Orleans‹), England und Schottland (›Maria Stuart‹), Sizilien (›Die Braut von Messina‹), der Schweiz (›Wilhelm Tell‹), Polen und Russland (›Demetrius‹). Seine letzten Arbeitspläne überschreiten Europa, greifen aus nach Asien.

Sein politischer Blick gestattete es ihm, von Land zu Land bezeichnende historische Entscheidungssituationen auszumachen. Wenn es um Frankreich geht: noch Charles de Gaulle erlebte sich als männliche Jeanne d'Arc, schon sein stereotyper Redeschluss »Vive la Republique, vive la France« rief die heilige Johanna in Erinnerung. Schiller schrieb ›Die Jungfrau von Orleans‹ nach dem ›Wallenstein‹, und es scheint mir offensichtlich, dass in ihr die Beschäftigung mit dem großen und tragischen Spieler nachwirkt.

Nur einen Gesichtspunkt möchte ich hier hervorheben. Den Naturforscher Goethe und den Historiker Schiller verbindet nicht nur die Absicht und das Verfahren, Regelmäßigkeit, Grundmuster in der Natur wie in der Geschichte zu entdecken und trotzdem dem konkreten einzelnen so weit wie möglich gerecht zu werden, sie verbindet auch die Fähigkeit der Abstraktion.

Was Goethe als Naturwissenschaftler auszeichnet, ist in meinen Augen nicht so sehr die Genauigkeit der Wahrnehmung, die oft gerühmte sinnliche Darstellung, sondern die Begabung, aus der vergleichenden Anschauung verschiedener Gestalten das allge-

meine Bild »abzuziehen«; abstrahieren ist wörtlich das Abziehen des Allgemeineren aus dem Konkreten.

Diese ›Anstrengung des Begriffs‹, diese Fähigkeit, den konkreten Fall im Auge zu haben und zugleich zu generalisieren, oder den allgemeinen zu konkretisieren, die Idee zu erden, zeichnet nun auch den historischen und politischen Blick Schillers aus. Er versteht es, geschichtliche und politische Phänomene auf den Begriff zu bringen, trifft mit seiner jeweiligen Stoffwahl typische Entscheidungssituationen, findet eine geschichtliche Fabel, die das Zeug zum Gleichnis hat, entwirft ein historisches Personal, politische Typen, die auch im demokratischen Flächenstaat mit seinen Cäsaren und Hochstaplern, Staatskünstlern, Einzelgängern und Anpassern von Interesse sind, gewinnt dem geschichtlichen Fall Erkenntnis ab, die zum Vergleich mit der jeweiligen Erfahrung einlädt. Was anscheinend sehr selten ist, die Kraft entscheidender Sprachprägung und die Macht einer Abstraktion, die auf gründlich realistischer Skepsis und idealen Orientierungsternen beruht, zeichnet Schiller aus.

Wer oder was war Johanna?

In der ›Jungfrau von Orleans‹ zeigt Schiller ein und dieselbe Person als viele Personen, lässt sie in einem weiten polaren Spektrum von Erscheinungsformen, unter den verschiedensten Perspektiven auftreten: als Engelsgestalt vom Himmel, als Gotteskriegerin und blindes Werkzeug, Prophetin, Nationalheldin mit religiöser Aura, Mannweib, als Frau, anfällig für die Liebe und verführbar zur Schuld, als Suggestion, die von dem Glauben an die eigene Sendung, von der Autosuggestion abhängt, Hochstaplerin, Phantom und Gespenst, fauler und falscher Zauber, Darstellerin eines selbstgeschaffenen Wahns, Närrin, Hexe, Werkzeug der Finsternis. – Und alle diese Gestalten werden, in der Anstrengung des Begriffs, in wenigen Versen prägnant vor Augen gestellt:

Muß ich *hier*, ich *muß* – mich treibt die
Götterstimme, nicht

Eignes Gelüsten – *euch* zu bitterm Harm, *mir* nicht
Zur Freude, ein Gespenst des Schreckens,
würgend gehen,
Den Tod verbreiten und sein Opfer sein zuletzt.

Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.

Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott
Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen!

Tut sie nur Wunder, wo man Glauben hat,
Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?

Ihr ganzer Zauber
Ist euer Wahn und euer feiges Herz.

Wo war ich? Sagt mir! War das alles nur
Ein langer Traum und ich bin aufgewacht?

Johannas Vater ruft gegen Schluß:
Volk der Franken,
Ihr seid gerettet durch des Teufels Kunst.

Das Letztere ist nicht Schillers Auffassung, er rettet sie, er lässt sie, nach tiefem Sturz, sich salvieren durch einen freien Willensentschluss, der freilich in den Tod führt. Er hat sie mit dem ihm eigenen Feuer geliebt, ihr ein Gedicht gewidmet, er redet ›Das Mädchen von Orleans‹ an:

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabene in den Staub zu ziehen;
Doch fürchte nicht!
(1801)

Seine ungewohnte Umschreibung Gottes, »ein heiliger Wille lebt«, »der höchste Gedanke«, waren Vorbild oder Vorahnung seiner Haltung. Sind Idealisten am Ende die klügeren Realisten? Das Beispiel Friedrich Schiller erlaubt diese Frage.

AN FRIEDRICH CHRISTIAN VON AUGUSTENBURG

Friedrich Schiller

Ludwigsburg, den 11. November 1793. Montag.

Durchlauchtigster Prinz,

In dem Zeitraum, der zwischen Absendung dieses und des vorhergehenden Briefes verflossen ist, habe ich mein Vaterland nach einer vieljährigen Verbannung aus demselben wieder gesehen, ich bin Vater eines Sohnes geworden und habe neue langwierige Anfälle meiner alten Kranckheit ausgestanden. Dieser Zusammenfluß frölicher Zerstreungen und trauriger Zufälle verzögerte die Vollendung und Absendung des Einschlusses, und ich verliere jetzt keinen Augenblick, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Wie aufmunternd war mit die Versicherung Ew: Durchlaucht, daß dieser Briefwechsel Ihnen einige Unterhaltung verschafft, und daß Sie einen raschen Gang desselben nicht ungerne sehen. Auch hoffe ich Ihnen durch die Folge zu beweisen, daß es nicht meine, sondern meines Schicksals Schuld ist, wenn ich bisher hinter Ihren Erwartungen, und meinen eigenen Wünschen zurückgeblieben bin.

Aber eine Verbindlichkeit auf meiner Seite darf auf der Ihrigen, vortrefflichster Prinz, durchaus keine nach sich ziehen. Jeder Federzug von Ihrer Hand, womit Sie meine Briefe zu beantworten würdigen, wird mir ein Kostbares Geschenck seyn; aber es zu erwarten werde ich mir nie erlauben. Es ist nichts, was ich gegen Menschen, die ich hochschätze und liebe, weniger verletzen möchte, als ihre Freiheit. Eine sehr schmeichelhafte Stelle Ihres Briefes, worinn Ew: Durchlaucht sich herabließen, mir einen Grund Ihrer verzögerten Antwort anzugeben, veranlaßt mich zu dieser Erklärung.

[...]

Ich habe mich in einigen Stellen meines vorigen Briefes etwas unbestimmt ausgedrückt, und Eure Durchlaucht geben mir



durch Ihre geistreiche Bemerkung Gelegenheit, meinen Fehler zu verbessern. Ich habe das Bedürfniß unserer Zeit auf die praktische Ausbildung eingeschränckt, und der theoretischen Kultur des Jahrhunderts ein günstigeres Zeugniß gegeben, als sie Ihnen, gnädigster Prinz, bis jetzt zu verdienen scheint. Vielleicht kann ich, durch eine bestimmtere Erklärung, Ihren Zweifel auflösen.

Es ist vollkommen wahr, wie Ew: Durchlaucht behaupten, daß der größere Theil des Uebels, welches wir dem laufenden Jahrhundert zum Vorwurf machen, in nicht genug berichtigten Begriffen und Vorurtheilen seinen Grund hat, und von einer Verfinsternung der Köpfe zeugt, die dem Zeitalter der Aufklärung sehr wenig Ehre bringt. Mangel an theoretischer Kultur ist daher allerdings eine der nächsten Ursachen der Verwilderung, an der unsre Zeitgenossen Kranck liegen – eine der nächsten Ursachen, aber die letzte nicht. Denn ich frage wieder: woher dieser Mangel theoretischer Kultur bey allen Riesenschritten der Philosophie, bey allem Licht, das eine gründlichere Kenntniß der Natur, ein tieferes Studium des Menschen und seiner Verhältnisse aufsteckte, bey allen Bemühungen denkender Köpfe, diese Kenntnisse zu verbreiten und allgemein zu machen? Das

Magazin ist gefüllt und aller Welt geöffnet, aus dem der gemeinste Menschenverstand Licht und Wahrheit schöpfen kann – warum sind derer so wenige, welche daraus schöpfen? Das Zeitalter ist aufgeklärt, damit will ich sagen, die Kenntnisse sind wirklich gefunden und ausgestellt, welche unsere Begriffe berichtigen könnten. Eine gesündere Philosophie hat die Wahn-begriffe unterwühlt, worauf der Aberglaube seinen Schatten-thron erbaute – warum steht dieser Thron noch jetzt? Eine bessere Moral hat unsre Politik, unsre Legislation, unser Staatsrecht gemustert, und das Barbarische in unsern Gewohnheiten, das Mangelhafte in unsern Gesetzen, das Ungereimte in unsern Konvenienzen und Sitten aufgedeckt – woran liegt es, daß wir nichts desto weniger noch Barbaren sind.

Es muß also in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell strahlte, im Wege steht, und was sie hindert, sich in den Besitz des Beßern zu setzen, das ihnen zur Schau getragen wird. Die Alten haben es geahndet, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: Sapere aude.

Ermanne Dich, weise zu seyn. Kraft und Energie des Entschlusses gehört also dazu, die Hinderniße zu besiegen, welche theils die natürliche Trägheit des Geistes theils die Feigheit des Herzens der Aufnahme der Wahrheit entgegen setzen. Nicht umsonst wird uns die Weisheitsgöttin in der Fabel als eine Kriegerinn vorgestellt, die in voller Rüstung aus Jupiters Haupte stieg. Denn schon die erste Verrichtung der Weisheit in den Köpfen ist Kriegerisch. Schon in ihrer Geburt muß sie den schweren Kampf mit der Sinnlichkeit bestehen, die sich unter fremder Vormundschaft viel zu wohl befindet, als daß sie die Epoche der Mündigkeit nicht so weit als möglich zurücksetzen sollte.

Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfniß viel zu sehr ermüdet und abgspannt, als daß er sich zu einem neuen und innern Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurtheilen aufraffen sollte. Das ganze Maaß seiner Kraft erschöpft die Sorge für das Nothwendige, und hat er dieses mühsam errungen, so ist Ruhe und nicht neue

Geistesarbeit sein Bedürfniß. Zufrieden, daß Er selbst nur nicht denken darf, läßt er andre gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und erspart sich durch eine blinde Resignation in fremde Weisheit die saure Nothwendigkeit der eigenen Prüfung. Geschieht es, daß in seinem Kopf und Herzen sich höhere Bedürfnisse regen, so ergreift er mit hungrigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten, und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden.

Man wird daher immer finden, daß die gedrücktesten Völker auch die borniertesten sind; daher muß man das Aufklärungswerk bey einer Nation mit Verbesserung ihres physischen Zustandes beginnen. Erst muß der Geist vom Joch der Nothwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann. Und auch nur in diesem Sinn hat man Recht, die Sorge für das physische Wohl der Bürger als die erste Pflicht des Staats zu betrachten. Wäre das physische Wohl nicht die Bedingung, unter welcher allein der Mensch zur Mündigkeit seines Geistes erwachen kann; um seiner selbst willen würde es bey weitem nicht soviel Aufmerksamkeit und Achtung verdienen. Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gezeßten hat, aber er muß warm wohnen, und satt zu essen haben, wenn sich die beßre Natur in ihm regen soll.

Diese unglückliche Menschenklasse, welche ihre besten Kräfte im Ringen mit der physischen Noth verzehrt, verdient, indeßen mehr unser Mitleid als unsre Verachtung, wenn sie nicht zum Licht der Vernunft erwacht. Aber diese Entschuldigung kommt denjenigen nicht zu statten, welche ein besseres Los vom Joch der Nothwendigkeit entbindet, aber ihre eigene Wahl und Neigung zu Slaven der Sinne macht. Was jenen der Zwang ihrer Lage verbietet, davon schreckt diese eine strafbare Weichlichkeit ab. Man muß sich ermannen zur Weisheit, und das mögen sie nicht. Der Entschluß zur Aufklärung ist ein Wagestück, welches Losreißung aus dem Schoße der Trägheit, Anspannung aller Geisteskräfte, Verläugnung vieler Vortheile und eine

Beharrlichkeit des Muths erfordert, die dem verzärtelten Sohn der Lust viel zu schwer wird. Sie ziehen den Dämmerchein dunckler Begriffe, wobey man lebhafter empfindet, und die freiere Phantasie sich nach eigenem Belieben bequeme Gestalten bildet, dem Tageslicht deutlicher Erkenntnisse vor, die das beliebte Blendwerk ihrer Träume verjagen. Das Unbestimmte ist ihnen gerade recht, weil sie dadurch überhoben werden, sich nach den Dingen zu richten, und sich einbilden können, der Natur das Gesetz vorzuschreiben. Sie fliehen die Aufklärung nicht blos um der Mühe willen, womit sie erworben werden muß; sie fürchten sie eben so sehr um der Resultate willen, zu denen sie führt. Sie sind bange die Lieblingsideen aufgeben zu müssen, denen nur die Dunkelheit günstig ist, und mit ihren Wahnbegriffen zugleich die Grundsäulen einstürzen zu sehen, die das morsche Gebäude ihrer Glückseligkeit tragen. Wie viele Menschen gibt es, deren ganzes Lebensglück auf einem Vorurtheil ruhet, das bey dem ersten ernsthaften Angriff des Verstandes zusammen fallen muß! Wie viele gibt es, die ihren ganzen Werth in der Gesellschaft auf ihren Reichthum, auf ihre Ahnen, auf körperliche Vorzüge gründen! Wie viele andere die mit zusammengerafften Gedächtnißschätzen, mit einem unschmackhaften Witze, mit einer Scheingröße des Talentes pruncken, und im Wahn einer Wichtigkeit glücklich sind, die keine Probe aushalten würde. Alle diese Menschen müßten die Aufklärung mit dem harten Opfer ihres beßten Reichthums erkaufen, sie müßten damit anfangen alles zu verlieren, worauf sie stolz gewesen sind, ehe sie die Vortheile der beßern Erkenntniß schmeckten. Um aber einen, dem ersten Anschein nach, so mißlichen Tausch zu treffen, müssen sie eine Verläugnungsgabe, eine Stärke des Geistes, eine Energie des Entschlusses besitzen, die man aus den Armen der Üppigkeit selten mitzubringen pflegt. Sie müßten sich Herz fassen zur Weisheit, weil es in der That Herzhaftigkeit erfordert, seine gegenwärtigen Besitzungen für 17 Güter der Erwartung aufzugeben. Diese Männlichkeit des Geistes ist der Gegenstand practischer Kultur, und in so fern also Energie des Entschlusses nöthig ist,

um aus dem Zustand verworrener Begriffe zu deutlichsten Erkenntnissen überzugehen, muß der Weg zu der theoretischen Kultur durch die praktische geöffnet werden. Aus diesem Grunde, gnädigster Prinz, hielt ich mich für berechtigt, die letztere für das dringendere Bedürfniß unsrer Zeit zu erklären, weil alle Erfahrungen mich überzeugen, daß nicht sowohl objektive Hindernisse (Unzulänglichkeit der Wissenschaft) als vielmehr subjektive Hindernisse (Fehler des Willens) sich der Aufklärung entgegen setzen, und daß es blos an der Schlafheit des Geistes liegt, wenn wir jetzt noch das Joch der Vorurtheile tragen.

Indem ich behaupte, daß die Kultur des Geschmacks diesem Uebel abhelfe, und das wirksamste Mittel sey, die Gebrechen des Zeitalters zu verbeßern, so bin ich weit entfernt, sie für das Einzige zu halten, und den großen Antheil zu übersehen, den eine gründliche Forschung der Natur, und eine pragmatische Philosophie an der Bildung des Menschengeschlechts haben. Nur, ist meine Meinung, werden sich Philosophie und Erfahrung so lange umsonst vereinigen, den Menschen über das Wesen der Dinge und über seine Pflichten aufzuklären, als die subjektiven Hindernisse nicht hinweggeräumt worden, welche seinen Sinn vor der Kenntniß der Wahrheit verschließen, und, wenn diese auch wirklich den Zugang zu ihm gefunden, ihm das Vermögen rauben, sich seiner beßern Einsicht gemäß zu betragen. Diese schlimme Disposition zu verbeßern, ist meiner Meinung nach das Werck der aesthetischen Kultur, welche also der wissenschaftlichen beständig zur Seite gehen muß. Der Geschmack allein vermehrt unser Wissen nicht, berichtigt unsre Begriffe nicht, lehrt uns nichts über die Objecte. Die Wissenschaft allein reicht eben sowenig hin, unsre Grundsätze nach unserm beßern Willen umzuformen, und unsre Kenntniß zu practischen Maximen zu erheben. Sie gibt uns nur die Materialien zur Weisheit; jener hingegen gewinnt unser Herz dafür, und verwandelt sie in unser Eigenthum.

Nach dieser vorläufigen Erklärung, gnädigster Prinz, glaube ich Sie auf die Fortsetzung der angefangenen Betrachtungen verweisen zu dürfen, welche in dem Einschluß enthalten ist. Nichts

kann zugleich schmeichelhafter und belehrender für mich sein, als Ihre Zweifel; sie überzeugen mich, daß Sie meine Ideen eines prüfenden Auges würdigen, und verschaffen mir Gelegenheit, das Mangelhafte derselben zu ergänzen.

Mit den lebhaftesten Empfindungen der Ehrfurcht, Danckbarkeit und Liebe ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht

Ludwigsburg in Schwaben
den 11. Nov. 1793.

verpflichtetster
F. Schiller.

DIE WORTE DES WAHNS

Friedrich Schiller

Drei Worte hört man bedeutungschwer
Im Munde der Guten und Besten.
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang' er die Schatten zu haschen sucht.

So lang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen, –
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang' er glaubt, daß das bulende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde.
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
Und suchet ein unvergänglich Haus.

So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen,
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

LITERATUR- UND ABBILDUNGSNACHWEIS

Die Worte des Glaubens:

Aus: Schillers Werke. Nationalausgabe. Band 1. Gedichte in der Reihenfolge ihres Erscheinens 1776–1799. Text. Herausgegeben von Julius Petersen† und Friedrich Reißner. Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger 1943. Unveränderter Nachdr. 1992, S. 379

Friedrich Schiller an Friedrich Christian von Angustenburg:

Aus: Schillers Werke. Nationalausgabe. Band 26. Briefwechsel: Schillers Briefe 1.3.1790–17.5.1794. Herausgegeben von Edith Nahler und Horst Nahler. Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger 1992, S. 195-301

Die Worte des Wahns

Aus: Schillers Werke. Nationalausgabe. Band 2, Teil I. Gedichte in der Reihenfolge ihres Erscheinens 1799–1805. Herausgegeben von Norbert Oellers. Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger 1983, S. 371

Die Abbildungen auf den Seiten 8, 10, 13, 20, 24, 32 und auf dem Umschlag stellte uns freundlicherweise das Deutsche Literaturarchiv Marbach zur Verfügung. Die Fotos auf S. 5, 17 und 37 macht Klaus Benz.

In der Schriftenreihe des Landtags sind bisher erschienen:

Heft 1:

Sondersitzung des Landtags Rheinland-Pfalz
zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
Mainz 1998

Heft 2:

Privatisierung und parlamentarische Rechte
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 3:

„Eure Freiheit ist unsere Freiheit, und unsere Freiheit ist die Eure“
1848 – europäische Revolution?
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 4:

Parlamentsreform
Bericht der Enquete-Kommission des Landtags Rheinland-Pfalz
Mainz 1998

Heft 5:

Sozialpolitik auf dem Prüfstand
Vortrags- und Diskussionsveranstaltung
aus Anlass der Tage der Forschung 1998
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 6:

Zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus,
Dokumentation der Veranstaltung am 27. Januar 1999
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 7:

Kirche und Staat.
Partner am Wendepunkt?
Podiumsdiskussion
Mainz 1999

Heft 8:

Gedenkveranstaltung
zum 60. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkrieges
Mainz 1999

Heft 9:

Verfassungsreform
Der Weg zur neuen Landesverfassung vom 18. Mai 2000
Mainz 2000

Heft 10:

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus am 27. Januar 2000
Mainz 2000

- Heft 11:
Parteienfinanzierung im internationalen Vergleich
Mainz 2000 (vergriffen)
- Heft 12:
Volk oder Parteien - Wer ist der Souverän?
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 20. Juni 2000
Mainz 2000
- Heft 13:
Politik mit der Bibel?
Diskussionsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 14. Dezember 2000
Mainz 2001 (vergriffen)
- Heft 14:
Länderverfassungen im Bundesstaat
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 19. Dezember 2000
Mainz 2001 (vergriffen)
- Heft 15:
Haushaltsreform und parlamentarisches Budgetrecht
in Rheinland-Pfalz
Mainz 2001 (vergriffen)
- Heft 16:
Leidensstätten der Opfer des Nationalsozialismus in Mainz
Mainz 2001
- Heft 17:
Was kann, was darf der Mensch?
Symposium zu aktuellen Fragen der Bioethik
Mainz 2001
- Heft 18:
Verfassungsentwicklung in Europa nach Nizza:
Die Rolle der Regionen
Internationale Tagung in Trier am 7. und 8. Dezember 2001
Mainz 2002
- Heft 19:
Russlanddeutsche im Strafvollzug
Anhörung der Strafvollzugskommission des Landtags Rheinland-Pfalz
am 29. Oktober 2002
Mainz 2002
- Heft 20:
Wider das Vergessen – Für die Demokratie
Abgeordnete des Landtags im Dialog mit Schülerinnen und Schülern
aus Anlass des Gedenktags für die Opfer des Nationalsozialismus
am 27. Januar 2003
Mainz 2003

- Heft 21:
Streitfall Pflege
Lösungsansätze und Perspektiven in Rheinland-Pfalz
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 1. April 2003
Mainz 2003
- Heft 22:
Mit den Augen des Anderen
Die jüdisch-arabische Verständigungsinitiative Givat Haviva
Ausstellung und Podiumsdiskussion
im Landtag Rheinland-Pfalz am 3. Dezember 2003
Mainz 2003
- Heft 23:
»Einzig hoffe ich noch auf Buonaparte, der ein großer Mann ist!«
Napoleons und Dalbergs Mainzer Treffen im September 1804
Vortragsveranstaltung
Mainz 2004
- Heft 24:
Nahe am großen Krieg – Rheinpreussen und die Pfalz 1914
Mainz 2004
- Heft 25:
Nur freie Menschen haben ein Vaterland
Georg Forster und die Mainzer Republik
Vortragsveranstaltung
Mainz 2004
- Heft 26:
Der 27. Januar – Zerfall – Wendepunkt – Hoffnung
Gedenksitzung des Landtags Rheinland-Pfalz aus Anlass des Gedenktages
für die Opfer des Nationalsozialismus
am 27. Januar 2005
Mainz 2005
- Heft 27:
20. Schüler-Landtag Rheinland-Pfalz 2004
Dokumentation
Mainz 2005
- Heft 28:
Stand und Perspektiven des Leistungsauftrags in Rheinland-Pfalz
Workshop zur politischen Steuerung durch Zielvorgaben im Haushalt im
Landtag Rheinland-Pfalz am 16. Februar 2005
Mainz 2005

LANDTAG
RHEINLAND-PFALZ

